Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 198 (1925)

Artikel: Das Mal
Autor: Reinek, A.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-656394

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Mal.

Von A. Reinek.

Unmerklich leise und langsam klimmt die Nacht die Hänge hinauf. Aveglockenklänge vibrieren, lange nachhallend, durch die Luft.

Mächtig heilige Stille schmiegt sich nieder, und mählich wird es Nacht. Bergnacht, mit ihrer unendlich weiten Sehnsucht, ihrem geheimen Weben und Raunen.

Auf der Voralpe „Tannmatt" ertönen hin und wieder übermütig frohe Jauchzer, die Lockrufen ähneln. Aus den niedern, rauchgeschwärzten Hütten kommen Burschen und Töchter; die einen sehen schnell noch in den Stall, andere streben schnurstracks „Seraphins-Niggis" Hütte zu.

Die andern etwas überragend, lehnt diese Hütte an einen gewaltigen Steinblock, auf welchem in den kleinen Rissen vereinzelte Farne und Moos blühen, Pflanzen, die, selbst vermodernd, ihren Sprossen wieder zur Nahrung dienen müssen. Nach vorne neigt sich sanft die Wiese nieder, die weiter unten, plötzlich und scharf abbrechend, zum tiefen Abgrund wird.

Eine leichte Rauchsäule quillt aus dem Hüttendach, und durch die fast blind gewordenen Scheiben blinzelt ein schwaches Licht.

Auf den schmalen Flurwegen kommen jetzt die jungen Leute daher. Den Tag über hat ein jedes einzeln für sich gewerkt und geschafft, und darum will keines aus dem „Hengert" bleiben; erst jetzt an den immer länger werdenden Spätherbstabenden nicht.

Einige Burschen helfen schnell noch einer Schönen das Vieh fertig besorgen, und dann gehen sie plaudernd und neckend den andern nach.

Wysis-Anni steht schon eine geraume Zeit vor der Hütte und späht über die Wiesen, und weil er doch nicht kommt, nämlich des Ambros' Franz ist ihr Schatz, geht sie allein zum Hengert.

Frohes Lachen und lautes Plaudern klingt ihr entgegen, wie sie an der Träche vorbei, auf der noch ein Arvenscheit knisternd verglimmt, in die niedere Stube tritt.

Oben am alten Tisch, in der Herrgottsecke, sitzt die Mari-Josa, der einzige bestandene Mensch auf der ganzen Alp, die emsig ihr Spinnrad und ihr lückenhaftes Mundwerk schnurren läßt. Die jungen Leute, die rings um den Tisch sitzen, hören teils gelangweilt der Erzählerin zu, doch nicht lange; denn in aller Augen glüht Lust und Leben, die ausgetobt sein wollen; in aller Körper strotzt Kraft und Frische, die nicht still sitzen können.

Plötzlich quitscht in einer Ecke eine mißgestimmte Klarinette, ein Tumult entsteht und alles dreht sich im Kreise.

Draußen lächelt der Mond und summt: „Auf der Alp, da git's kei Sünd!"

Es ist das Tanzen ein harmloses Vergnügen und doch hier verboten; aber eben weil es verboten ist, ist es so schön.

Die Mari-Josa hat das Spinnrad weggestellt und wiegt sich in den Hüften. Jugenderinnerungen wachen in ihr auf. Sie möchte auch noch gerne tanzen; die Beine gingen schon noch, aber das Atmen wird ihr so schwer. Da gewahrt sie das Anni, welches still dasitzt. Sie ruft sie an, und zwei dunkle Augen, in denen stille Trauer und leise Furcht verbunden zu sein scheinen, begegnen ihr. „Arms Techterli", wispert die Alte, und ihre magere Hand tastet unsicher am Arme Annis hernieder, bis sie deren zitternde heiße Hand in ihrer welken hat.

„Er ist halt wieder s'Jagd — — —", die weitern Worte verschlingt der Lärm der Tanzenden.

Wieder hebt ein neuer Walzer an, höher wogt der Übermut, mit den schweren Schuhen poltern die Burschen den Takt dazu.

Plötzlich lautes Klopfen draußen — — —; allgemeine Beklemmung und verdutzte Gesichter drinnen. Auf der Schwelle steht der Nohl, ein stumpfsinniger aber gutmütiger Kerl. Das Gesicht ist fast ganz mit Haaren bedeckt; nur um die Augen, die ohne Glanz und Leben sind, gewahrt man zusammengeschrumpfte, ledergelbe Haut. Abgetragene, übergroße Kleider schlottern um den hagern Körper. Dieser Nohl, der abwechselnd von den Bauern gehalten wird und ihnen Holz und Waldstreue sammeln muß, war allein in einer Hütte und glotzte, wie immer des Abends, zur andern Bergseite hinüber, wo die vielen Lichtlein brennen. Dabei hatte er auch mal den Weg hinuntergesehen und einen Mann bemerkt,

der ihm nur zu gut bekannt war. Der Landjäger war's. Der Nohl aber meinte, er hatte eben doch einen guten Instinkt, dieser wäre nur da, um Unheil anzurichten, und lief deshalb zu Seraphins-Niggis Hütte, um zu warnen. Keuchend hat er sich verständlich gemacht. Eine allgemeine Erstarrung folgt, die sich zwar bald löst, und gleich gescholtenen Schulkindern knien alle nieder, und die Mari-Josa hebt also an, indem sie aus dem Schneuzlumpen einen Rosenkranz herausschält: „Im Namen des Vaters und des — — —"

Zitternd und stockend übertönt aller Gebet die helle Stimme Annis, und alle sehen nach ihr und denken dabei des Ambrosens Franz; doch niemand wagt, sie zu trösten, denn draußen poltern schwere Tritte über den Weg und die steinernen Stufen herauf. Zum Türspalt herein schiebt sich ein wichtiger Schnurrbart, eine Schnüfflernase bekränzend, und dann folgt die wuchtige Gestalt des Landjägers.

Das kaum begonnene Gebet stockt, unschuldige Mienen blicken zum Landjäger auf. Dieser mustert, ein schnelles „Guten Abend" wünschend, die Anwesenden. Auf dem Gesichte der Anni scheint sein Blick länger zu ruhen, als möchte er sagen: „Er ist nicht hier, also bin ich nicht umsonst gekommen."

Niemand weist ihm einen Sitz an, und die Alte meint spöttisch: „Wäre gewiß netter im Tale drunten, und mich wundert, warum ihr bei diesem rauhen Wetter und mitten in der Nacht da herauf kommt".

„Und mich wundert es, wieviele Psalter ihr schon gebetet habt, daß ihr so schwitzen müßt bei diesem rauhen Wetter!" ist die Antwort des Landjägers.

Kaum merkliche Verlegenheit auf den Gesichtern der einen, herausfordernde, trotzige Verachtung bei den andern. Nur die Anni gleicht einem Häufchen Elend, und ihre sonst so rosigen Wangen sind weißer als der Mari-Josa Spinnrocken. Fest umklammern ihre Hände den Tischrand, und die Lippen sind ganz schmal zusammengepreßt, um sich nicht in wehem Schrei öffnen zu müssen.

Aller Gedanken sind im Gebirg, wo der Franz, der ein leidenschaftlicher Wilderer ist, jetzt weilt. Der Landjäger sucht in ein Gespräch einzulenken, um etwelche Anhaltspunkte herauszukriegen; doch verständnisinnig geht ein Blick von dem einen zum andern. Nach langen Minuten gegenseitigen Sichanstarrens erhebt sich der Landjäger und verläßt mit einem mürrischen Gruß die Stube.

Schnell erheben sich alle und, wie der schwere Schritt draußen verhallt ist, gehen sie heim. Niemand weiß, wo der Franz ist, und so kann ihn auch niemand warnen.

Am Wegkreuz kniet die Anni. Inbrünstig, heißflehend umklammert sie dieses, dann wankt sie weiter.

Nicht schlafen will sie. Nein! wach bleiben und im Gebete dem da oben beistehen.

Müde lehnt sie am offenen Stubenfenster, durch welches heller Mondschein quillt, ihr bleiches Haupt umschmiegt und silbern zündend auf ihrem blonden Haare liegt, von dem das Tuch auf die Schultern herniedergeglitten ist.

Lauter plaudert der Brunnen vor der Hütte; aus dem Stalle zittert ein Glockenton, und aus dem Tale vernimmt man gedämpft des Wildbachs Tosen. Schwer und langatmig pulst die Nacht.

Am Fenster lehnt noch immer die Anni, und ihre Seele schwingt sich auf, irrend in den Felsen den einsamen Jäger suchend, um ihn zu warnen.

„Wenn der Landjäger ihn trifft und vors Gericht bringt? Oder wenn sich der Franz wehrt und zum Mörder würde, wie vor Jahren der lange Wysu."

Aus dem Dunkel der Hütte kriecht es an sie heran, umkrallt mit ganz eisig kalten Fingern ihren Hals und scheint hart auf der Brust ihr zu ruhen das schwarze Ungetüm, die Angst.

„Herrgott hilf!" fleht sie keuchend. „Mörder, Mörder!" raunt es ringsum, und der Brunnen schwätzt es auch.

Bis dahin glaubte sie, es wäre jedes freien Mannes Recht, in den Bergen zu jagen, die doch allen gehören. Jetzt wußte sie erst, daß ihr Franz unrecht getan und ein Wilddieb, ein Frevler war. Nur dies eine Mal möge ihn Gott bewahren; dann will sie ihn bitten, auf den Knien darum bitten,

nicht mehr den Gemsen nachzugehen. Morgen schon will — — —

Ein Schuß gellt durch die Nacht und reißt die Stille entzwei; das Echo rollt hundertfältig in den Felsen weiter, um fernab zu ersterben.

„Fiel der Schuß nicht beim ‚Gotwärgitschuggen' oben?" blitzt es der Anni durch das Hirn. „Der Landjäger aber war doch den entgegengesetzten Weg gegangen, den Weg, der der Wasserleiten entlang führt."

Rumänischer Königsbesuch in Bern.

Wie wär's, wenn sie durchs „Kämi" hinaufginge; dann könnte sie ihn gewiß treffen, ehe der Landjäger über den Sattel käme.

Fester knüpft sie das Tuch um den Kopf und tritt in die Nacht hinaus. Bald ist sie am Kämi, einer steilen Felseinbuchtung, und ein gefährlicher Aufstieg beginnt. Rollend, laut aufschlagend, gehen einige Steine nieder, von ihrem hastenden Fuße losgelöst. Wenige Wildheubüschel und einzelne verkrüppelte Zwergföhren geben ihr Halt. Höher und höher klimmt sie, Schweiß rinnt ihr übers Gesicht und schmerzt in den Augen. Nichts spürt sie. Nur das eine braust in ihr und überschreit jeglichen Schmerz: „Warnen! Retten!"

Endlich ist sie da, wo der Fels wieder zur Fläche wird, die etwas nach der Mitte geneigt ist und das „Engelbodi" heißt.

Erster Frühlichtschein gleitet grau darüber weg und blitzt silbern auf im klaren Quell, der die Mitte der Matte durchfließt, und an dessen Rand ein Jäger kniet, im Begriffe eine neben ihm liegende Gemse auszuweiden. Er hört nicht den lieben Ruf der Anni; denn der leidenschaftliche Jäger sieht nur seine Beute, deren rauchendes warmes Herzblut seine Hände rötet, seine Sinne berauscht.

Annis Gesicht durchzuckt Schrecken und Angst. An seiner Seite kniet sie nieder und will den Arm um seine Schulter legen; doch läßt sie erbleichend davon ab, denn an seinen Händen, an seinen Kleidern klebt Blut, rotes Blut.

„Der Landjäger sucht dich", flüstert sie und sinkt nach vorne, wobei der Kopf schwer auf den scharfen Kiesel aufschlägt, der am Quellenrande liegt. Das wehe Stöhnen ernüchtert den leidenschaftlichen Jäger. Er sieht die Anni, beugt sich über sie, richtet sie auf und läßt erzitternd den schlaffen Körper niedersinken; denn an seinen Händen klebt ja Blut. Er wäscht die Hände, richtet sie wieder auf und legt das liebe Haupt auf seine Knie. Dann schöpft er Wasser mit der hohlen Hand, um damit die fieberheiße Stirn zu kühlen. Ein gurgelnder Aufschrei, und er sieht erstarrend auf ihre weiße Stirn, wo ein feiner Strich sich bis zur Nasenwurzel zieht, aus welchem Blut rinnt, rinnt und nicht stillt.

Ratlos und unschlüßig steht er da, der starke Mann. Er will sie dann heimtragen, doch die Gemse — — —? Endlich besiegt das Herz den Jäger; quer hängt er den Stutzen über den Rücken und hebt dann die Anni auf vom Boden, um die leichte Last hinunter nach der Hütte zu tragen.

In der Hütte angelangt, legte er sie auf die Pritsche und rief die Senzi, des Niggis Magd,

damit sie nach dem Anni schaue, während er ging, um die Arbeit im Stalle zu verrichten. Immer wieder kam er vor die offenstehende Türe, um zu fragen, wie es gehe. Fertig mit der Arbeit setzte er sich vor der Hütte auf den Tritt und starrte brütend und bedrückt vor sich hin.

Eine Hand legte sich sanft auf seine Schulter, es war Anni, die hinter ihm stand, das Gesicht bleich, um die Stirne einen Verband.

Er nahm sie bei der Hand, keins sprach ein Sterbenswörtchen; ihre Pulse jagten, und die Augen redeten von Flehen und Verzeihen — —.

„Tag mitenand", kams langsam und gedehnt vom Weg her. Da stand der Landjäger, auf dem Rücken die Gemse, die der Franz geschossen. Die Schnurrbartspitzen zitterten und in den Augen lag höhnische Zuversicht. Umständlich legte er das tote Tier vor seine Füße und meinte: „Ein Prachtstier, was?" dabei war es, als wollte er seine Blicke in Franzens Augen bohren. „Willst mir's nicht ein wenig tragen, denn ich bin so furchtbar müde".

Anni, die noch immer Franzens Hand in der ihren hält, spürt wie seine Nerven sich straffen, wie seine Hand zur Faust sich ballen will, darum sagt sie laut und fest, dabei sich unmerklich an ihn schmiegend: „Der Franz muß hier bleiben!"

Der Landjäger geht murrend weiter und denkt: „Er ist es doch gewesen, doch warte, Bursche, du sollst doch einmal hängen." Noch einmal sieht er sich um, denn er glaubt sicher, der Franz werde ihm folgen. Er legt die Hand über die Augen, um besser zu sehen; denn vor Wysis Hütte stehen zwei Menschen in inniger Umarmung. „Also habe ich mich doch geirrt."

Tage sind dahingegangen. Die Anni ist wieder gesund, nur auf der Stirn ist noch ein scharfes Mal.

Den Bühl hinauf hastet einer, ängstlich um sich blickend; hart am Leibe, kaum bemerkbar ein Stutzen. Der Franz ist's.

Der Michel hatte ein Rudel Gemsen gesehen und ihm gesagt, er wolle auf den heutigen Abend beim „Türli" warten. Wie der Franz am „Eggenstadel" vorbeikommt, tritt jemand aus dem Schatten desselben, Anni.

„Franz sei lieb, geh nicht", zitterte ihre Stimme, und von der Stirne rinnt ein feiner roter Strich über die rechte Wange. Das Mal blutet wieder.

Sie nimmt ihm den Stutzen weg und führt ihn heimzu; er gehorcht willig, denn er sieht nur das blutende Mal auf ihrer weißen Stirn. „Franz, versprich es mir, nie mehr zu freveln!" fleht sie sanft, wie sie bei ihrer Hütte stehen.

Nach langen, schweren Minuten, in denen jedes des andern Herz zu pochen hören glaubt, sagt er ein seufzererstickes, langes „Ja", und jauchzend fliegt sie ihm an die Brust. Dann trennen sich beide.

Lange noch steht der Franz vor der Hütte und denkt: „Auf ihrer Stirn ist Blut, das ich vergossen; ein Mal, das bleiben wird und das ich hineingeritzt habe."

Geschlagen geht er weiter. Von der Höhe fällt ein Schuß. Er bleibt stehen und sagt laut und fest: „Nicht mehr! Nein, niemals!"

Im Kamin orgelt der Föhn, draußen geht die Traufe. Am Hag blüht das erste Veilchen. Kaum wochenalte Zicklein hüpfen und meckern auf der Dorfstraße, von noch mutwilligeren Kindern verfolgt und geneckt. Vor dem Hause sitzt der alte Ambrosi und blinzelt vergnügt in die warme Frühlingssonne. Im Hause aber werkt ein junges, frisches Weib, des Franzens Frau, die Anni.

Abend wird's. Vom Felde heim kommt der Franz und trällert ein Lied, das also anhebt: „Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier! Es ist beim Hochwild — — —!"

Da tritt die Anni vor das Haus. Mit der einen Hand nimmt sie ihm Spaten und Haue weg, die andere legt sie ihm beschwichtigend auf den Mund.

„Hab' doch keine Angst; denn ich könnte es nicht übers Herz bringen, wenn das Mal auf deiner Stirne dich wieder schmerzte."

Dann schauen beide hinaus in die werdende Nacht, und jedes freut sich am andern.

Der alte Ambrosi klopft vernehmlich seine Pfeife am Schuhabsatze aus, damit die andern nicht merken, daß ihm so weich ist ums Herz, das im eigenen und im Glück der Zwei da sich sonnt.